

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1914

138 (21.5.1914) 2. Blatt

Weilage für Buchkritik.

Henri Bergson.

Von Will Scheller.

Der Satz, daß alles schon einmal dagewesen sei, scheint auch durch eine historische Betrachtung des menschlichen Denkens bestätigt werden zu wollen. Die Trugschlüsse nämlich, von denen die Geschichte der Philosophie vergangener Zeitaltre zu erzählen weiß, die Verfeinerungen des Erkenntniswillens wiederholen sich, in anderen Formen zwar, aber sie hemmen doch wie vormals den Zug des Geistes nach Vervollkommenheit, nach Ausbau seiner Fähigkeiten. So brachte das neunzehnte Jahrhundert in dem geistigen Leben der arischen Welt eine Neigung hervor, die Mittel, das Dasein zu durchleuchten, zu ungunsten des Zweckes zu überschätzen; wie es sich schon mehrfach während des Aufstieges der Menschheit ereignet hat, versiel ein allgemeines Bemühen, die Gegenstände der Erfahrung sämtlich auf einen Generalnennner zu bringen, einem hallofen Rausch der Abstraktion, des Verzichtes nämlich auf das unmittelbare Erleben der Dinge, und ihrer Unterordnung unter starre Sammelbegriffe. Der stetig leitenden, ordnungswütigen, statischen Tätigkeit des Intellektes wurde das Höchste zugetraut, seine natürlichen Grenzen, seine Unzulänglichkeit gegenüber dem Prozeß des Lebens, dessen Resultate zu erfassen sein bestes Vermögen ist, wurden geradezu fanatisch verkannt, und der Zusammenhang der Wissenschaft, sonderlich der Philosophie, mit dem Leben als Dilettantismus verporfen. Hieraus gebar sich ein bedenkliches Mißtrauen, eine zersetzende Skepsis den Werten des Lebens gegenüber, die schließlich überall Trivialitäten witterte und einen alles höhere Fühlen sichtlich verheerenden Relativismus aus Ruder der populären Geistigkeit brachte. Naturforschung, Wirtschaft und soziales Leben verleideten geistig infolge der zynischen Ideallösigkeit der herrschenden Anschauungsweisen, die mechanistischen Denkart, deren extreme Gipfelung der Monismus darstellt, untergruben die Wirkungskraft aller die Oberfläche des Wahrnehmens meidenden Tendenzen, und so war in der scheinbar von allen Göttern verlassenen Epoche eine radikale Wandlung vorbereitet, welche sich zunächst 'irgendwie' durch das Erscheinen einzelner anzudeuten hatte: denn geistige Verflachung und Erschlaffung des allgemeinen Weltbewußtseins, in diesem Falle der Abstraktion, der Abstraktion, erheischt schließlich eine rückwärtsbewegende, weil, wie die Geschichte lehrt, überall Ausgeglichene stattfinden; und so mußte der Stillstand in der allgemeinmenschlichen wie in der philosophischen Kulturentwicklung, die gleichsam von der Technik in den Hintergrund des Weltgeschehens gedrängt waren, durch epodale Taten bestimmter Persönlichkeiten wettgemacht und die Menschheit für Jahrzehnte der Vereinigung durch ein energisches Zerbrechen der Fessel selbstherrlich gewordener Erkenntnis-mittel nicht nur entschädigt, sondern zugleich auch um eine wesentliche Strecke ihres Weges gefördert werden. Der Mann, welcher die neue, und doch so alte, „Sehnsucht nach Befreiung, Vertiefung und Steigerung des Lebens“ aus der Wüste des Intellektualismus herauszuführen und als wahrhaft aktueller Philosoph in seiner Zeit zu wirken berufen ward, ist der Franzose Henri Bergson. Sein Ruhm wohnt nicht nur innerhalb nationaler Grenzen, sondern ist auch, als eine tiefe Scheidung der Geister, nach England und Italien gedrungen. In Deutschland steht ihm außer den populären Naturphilosophen die offizielle Philosophie, der sogenannte Neu-Kantianismus, auf dem Wege zur allgemeinen Wirkung noch entgegen; dafür ist ihm aber ein Stellvertreter entstanden, der seine Lehre sozusagen praktisch exekutiert, in seinem Leben und Schaffen vorbildlich darstellt: der Dichter Stephan George, dessen Freundeskreis aber, in den „Jahrbüchern für die geistige Bewegung“, auch theoretisch im Sinne Bergsons tätig ist. Indessen beschränkt sich der Einfluß des französischen Denkers nicht auf diese eine Gruppe geistiger Menschen, es gibt auch viele „Nach“-Philosophen, die sich ihm zugewandt haben, und Zeitungen und Zeitschriften von Niveau haben wohl ausnahmslos mehr oder weniger zustimmende und jedenfalls ausführliche Betrachtungen über ihn veröffentlicht und lassen keine Gelegenheit vorüber, auf seine Bedeutung hinzuweisen.

Worin besteht nun diese Bedeutung, was ist der Sinn einer Lehre, die den Umschwung eines ganzen Zeitalters zu belegen scheint? Bergson geht aus von einer scharfen Kritik des Intellektes und wiederholt so gewissermaßen die epochale Tat Kants, dessen engherzige Epigonen seine geschworenen Gegner sind. Erklären ist nicht verstehen, Zeichen ist nicht Ausdruck, wo sich um das Leben selbst und seine tiefsten Fragen handelt. Was formuliert werden kann, was in die begrifflichen Schemata hineinpaßt, ist nicht das Leben selbst, sondern bestenfalls eine gebrochene Spiegelung eines Teils von ihm. Denn das ganze Leben kann als Ganzes nur erlebt werden, aber auch in jedem Augenblick und in jeder Er-

scheinungsform ganz. Deshalb ist ein Erkennungswille, der das unmittelbare Schauen mißachtet, auf einem Abwege begriffen, der ihn vom Leben fortführt in Gefilde, wo er monomanisch ein Dasein der Unfruchtbarkeit fristen muß. Dem Philosophen aber, der an wirklicher Durar-leuchtung der Welt und des Lebens auf ihr dringlich interessiert ist, liegt es ob, auf den irrationalen Kern des Erlebnisses im Ich zurückzugehen, an den Quellen des Bewußtseins zu sitzen und die Vorgänge möglichst vor ihrer automatischen Bearbeitung durch den Intellekt zu erfassen, die Folge innigst miteinander verknüpfter Zustände des inneren Lebens ersichtlich und mittelbar zu betrachten, dort, wo die Empfindung noch nicht in Subjekt und Objekt auseinandergetreten ist, wo die Brücke zwischen Ich und Welt noch deutlich vor Augen liegt.

Es ist nun das Problem des Geistes, den Weg vom Erleben zum Erkennen zu finden, und Bergson macht zwei Möglichkeiten namhaft: die intellektuelle und die intuitive. Zugleich aber verwirft er das intellektuelle Verfahren aus den besprochenen Gründen als unzulänglich; zwar sei es geeignet, das praktische Handeln zu regieren, um eines äußeren Zweckes willen zu erkennen, aber nicht, die Erkenntnis um ihrer selbst willen zu betreiben, worauf es doch dem Philosophen zunächst ankommen müsse. Danach bleibt also nur der andere Weg — und der Unterschied sei hier mit Worten Ernst Gundolfs bezeichnet: „Der Verstand mit seinen Formen, die das Bild der Welt ein für allemal zu bestimmen scheinen, bedeutet nicht den ganzen Umfang unserer Erkenntnismöglichkeit. Wir können deren Grenzen erweitern vermöge der Intuition, der inneren Anschauung des Seelischen und Lebendigen“; denn das „eingeborene Wissen des Instinktes geht auf Dinge, auf wirkliches Geschehen, das des Verstandes auf Beziehungen, denn er hat wechselnden Umständen seine Tätigkeit anzupassen“. Tatsächlich liegt in der unmittelbaren Anschauung, dem instinktiven Ergreifen des unbefangenen Herzens, in der Ahnung oft viel mehr Sicherheit als in der Untersuchung a parte post, und es ist ja nicht nur der Künstler, dessen Schaffen darauf gegründet ist, sondern auch der Philosoph, dessen genialste Konzeptionen auf metaphysischer Grundlage beruhen. Der Philosoph muß, wenn sein Tun Wert haben soll, von der Metaphysik aus und auf die Metaphysik zugehen; hochmütiges Verschmähen dieser Tendenz, vernichtet den Belang seiner Weltanschauung, weil eben eine Philosophie, die sich dem Leben in seinem metaphysischen Kern entgegen-setzt, im Sande der intellektuellen Einseitigkeit, des philosophischen Dilettantismus, unrettbar verborrt. Es ist Henri Bergsons unvergängliches, weltkulturelles Verdienst, auf die philosophische Bedeutung der Intuition hingewiesen und die Aufgabe der Philosophie den Zeitgenossen in reinerer Gestalt vorgehalten zu haben.

Freilich ist das Weltbild, in welchem Bergsons Arbeit bisher gipfelt, noch unvollkommen und zudem stellenweise dunkel und nicht widerspruchlos. Da er nicht nur die kausale, sondern auch die teleologische Welterklärung verwirft, muß er das Prinzip des Lebens anderswie zu bestimmen suchen, und er tut dies in dem alten Satze: die Welt wird. Ihm ist das kosmische Dasein schöpferische Bewegung und die Materie nur ein Niederschlag, Absonderung des wirklichen Lebens — aber es ist mit solchen kühnen Bildern und ihren Folgerungen nicht viel anzufangen, nicht eher zumal, als der Philosoph sein System namentlich nach der ethischen Seite hin ausgebaut hat. Und ohne Zweifel ist er bei seinem berechtigten Widerwillen gegen den Intellektualismus und seine lediglich negativen Begleiterscheinungen dem anderen Extrem verfallen, wiewohl er keineswegs als Mystiker anzusprechen ist. Auch der Intellekt hat seine für das menschliche Leben höchst wesentliche Bedeutung, und wenn er so zurückgestoßen und sein Gegenpol so überschätzt wird, wie es bei Bergson der Fall ist, stellen sich Mißverhältnisse ein, die nur durch die weitere Entwicklung des Philosophen beseitigt werden können. Mit welchen Einwänden wiederum nichts gegen die überragende Stellung und das intensive Wirken eines Mannes vorgebracht ist, welcher in der Geschichte des Geistes der Menschheit einen Platz unter den größten Förderern doch ohne Zweifel einzunehmen scheint.

Die Werke von Henri Bergson sind in deutscher Sprache bei Eugen Diederichs in Jena erschienen unter den Titeln: „Schöpferische Entwicklung“ — „Materie und Gedächtnis“ — „Zeit und Freiheit“ — „Einführung in die Metaphysik“ — „Das Lachen“; daselbst ist auch eine kleine, erstaunlich wohlfeile Schrift über Henri Bergson von Adolf Keller herausgegeben, betitelt: „Eine Philosophie des Lebens“, die als eine von großer Klarheit, Sachlichkeit und Selbstständigkeit vorgetragene Einführung in die Gedankenwelt des französischen Philosophen zu bezeichnen ist.

Preussische Hofgeschichte.

Es tummelt sich viel Dilettantismus auf dem Gebiete der Hofgeschichte. Liebhaber kulturhistorischer Raritäten reichen sich da die Hand mit manchen wissenschaftlichen Sonderling und manchem, der ein mehr oder minder ausgeprägtes Unterhaltungsbedürfnis befriedigen möchte. Eigentlichen Wert besitzen nur die wenigstens der zahlreichen Bücher dieser Art, die ein betriebsamer Handel jedes Jahr auf den Markt wirft. Die meisten beruhen auf kritiklos zusammengerafften Anekdoten, bestenfalls noch auf einigen Memoiren, die aber meist — wie es die Sache mit sich bringt — oft gar sehr in den Zonen des Klatsches sich bewegen. Eine wirklich auf zuverlässigem originalem, also in erster Linie archivalischem Material beruhende Hofgeschichte ist unter den deutschen Höfen eigentlich erst dem preussischen zuteil geworden. Für die übrigen haben wir manche oft überaus schätzenswerte Monographien, aber eine Gesamtgeschichte liegt bisher nur in der von dem Archivrat des Kgl. Preuß. Hausarchivs, Dr. Georg Schuster herausgegebenen Geschichte des preussischen Hofes vor, von der soeben der die Zeit Friedrich Wilhelms II. und III. behandelnde Band in der Bearbeitung von Dr. Erich Reich herausgekommen ist (Berlin 1914, Vossische Buchhandlung).

Hier haben wir in der Tat eine auf zahlreichen, bisher unbekanntem und sehr schätzenswerten Material aufgebaute Hofgeschichte, die schon darum des Interesses nicht entbehrt, weil sie — wenigstens in ihrem ersten Teile — gerade eine Kulturperiode behandelt, deren eigentliche, typische Repräsentanten wir sonst in den süd- und mitteldeutschen Kleinstaaten des 18. Jahrhunderts zu suchen gewohnt sind. Hier dagegen haben wir nur die wenig bekannte und wohl auch weniger vollendete preussische Form des ausgehenden Rokoko; alles ist da mehr äußerlich, die Eleganz und die Grazie sowohl wie auf der anderen Seite die Untugenden dieser Kultur, alles ist noch viel mehr Nachahmung und Rezeption als es schon an sich bei den vielen kleinen Versailles im Süden des alten Reiches der Fall war. Der altpreussische Adel, der einst den Kampf der Stände gegen das Fürstentum geführt hatte, der nachher die Schlachten des großen Königs mitgefodhten und später bei den Befreiungskriegen an dem Aufbau des Staates mitarbeitete, dieser Adel ist unter König Friedrich Wilhelm II. völlig zum Hofadel geworden; aber die Einfügung in die neue Kultur, die Friedrich der Große vom Westen herübergebracht, will ihm nicht recht gelingen. Sehr schön hat der Verfasser unseres Buches diese Typen gezeichnet, diese Generation, die dem Zeitalter der Freiheitskriege vorausgegangen sind, die Humboldt, v. d. Marwitz und die anderen, von denen die größere Geschichte sonst nichts zu melden weiß und deren Namen später in ihren Nachkommen einen so ganz anderen Klang und einen für unsere nationale Geschichte so schwerwiegenden Inhalt bekommen sollten. Das ganze Anne régime zieht hier vor uns vorüber, mit seinen Festlichkeiten und seiner Lebensfreude, seinen geistigen Zmpulsen und — um die speziell preussische Nuance noch besonders zu nennen — seinen großen militärischen Reueen.

Ganz anders wird das Bild, das mit Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise heraufzieht; die alte Nüchternheit und die alte Sittenstrenge, eine ernste Frömmigkeit und fast eine bürgerliche Enge zieht am preussischen Hofe ein und kündigt eine andere Zeit voraus, in der die ersten Jahre der Ruhe untergehen sollten. Wir kennen das Hofleben aus dem Anfange Friedrich Wilhelms III. schon lange genau aus der Persönlichkeit der Oberhofmeisterin Gräfin von Wob, deren altfürstliche Ehrsamkeit zu stol; und zu rein gewesen war, um in dem Sumpfe vergangener Zeit befestet werden zu können, und doch wieder zu streng und zu herb, als daß sie den Gewohnheiten und der Behaglichkeit des jungen Königspaars die alte Strenge höfischer Sitten hätte opfern wollen. Und wie diese Frömmigkeit wird auch nachher die Zeit der Not und dann, nach dem frühen Tode der Königin, die Zeit der Befreiung geschildert, und schließlich noch die langen späteren Jahrzehnte dieses preussischen Königs. Dabei ist der Verfasser weit entfernt, alles anerkennen zu wollen, wie er auch bei Friedrich Wilhelm II. mit seinem Urteile, besonders dort, wo es sich um sein Verhältnis mit Wilhelmine Enke handelt, nicht zurückhält. Daß ihm das Bild des Nachfolgers Friedrichs des Großen recht geglückt wäre, wird man trotzdem nicht gut behaupten können. Es ist ja das Bestreben dieses Geschichtswerkes, immer die Persönlichkeit in den Vordergrund zu rücken, und darum ist bei jedem Herrscher zugleich auch das Hofleben seiner Jugend geschildert. Das bringt die individuelle Eigenart gerade seines Höfischen Daseins klarer zum Ausdruck, aber für die Gesamtbeurteilung ist damit doch noch nicht allzu viel gewonnen. Aber schließlich werden historische Endurteile ja auch nicht in Geschichtswerken über das Hofleben gefällt. Man wird darüber hinwegsehen und sich der farbenreichen kulturhistorischen Bilder freuen, die hier vor uns entrollt werden. Dr. F. Schnabel.

